>einleitung

Diese Thesis soll als ein Versuch verstanden werden, der aus einem persönlichen Drang entstanden ist – nach der Lektüre von Hito Steyerls Essay «In Defense of the Poor Image». Ziel dieses Versuchs ist es, Parallelen zwischen schlechten Bildern, Agglomeration und dem Gefühl des Dazwischenseins aufzuzeigen und zu untersuchen, ob diese tatsächlich existieren, mithilfe abstrakter Analogien, die Computertechnik erklären oder vereinfachen, aber auch durch die Beschreibung des Gefühls, dazwischen zu sein. Für mich sind diese Parallelen, wenn auch abstrakt, eindeutig erkennbar.

Grundsätzlich stammen diese Thematiken aus völlig unterschiedlichen Bereichen. Schlechte Bilder sind ein Produkt der Bildkompression – einem computerbasierten Prozess, der den Speicherbedarf von Bildern reduziert, also ein digitales, technisches Verfahren. Die Agglomeration bezeichnet eine Verdichtung mehrerer Vororte und Gemeinden, die sich um eine Kernstadt gruppieren. Das Dazwischensein wohl eher ein soziologisches

>>schlechte bilder, agglo und das dazwischensein

[niklaus iff]; bachelor thesis;
rachel mader; hslu; k++v;
märz 2025

001 einleitung
004 kompression als ausgang
006 agglo.jpeg
007 schlechte bilder
010 dazwischen als hybridität
011 konklusion
014 quellen

oder psychologisches Phänomen, aber viel eher ein Gefühl, von einer Nichtzugehörigkeit, ein Zuspruch der Graustufen, ein Eingeengtsein, komprimiert und reduziert. Trotzdem überschneiden sie sich. Es lassen sich Parallelen ziehen, durch Analogien, wie ein Computer Bilder komprimiert, aber auch wie ein Mensch oder eine Gemeinde gerahmt wird durch äussere Einflüsse.

Das erste Mal, als ich diese Parallelen erkannte, war für mein Projekt «index not found», ein bis heute nicht fertiges Projekt, bei welchem ich Videoaufnahmen des Rheinfalls mithilfe eines selbst geschriebenen Computerskripts komprimiert habe. Bei dem Skript wird vor allem die Bitrate dem Video entzogen, sprich der Platz, den das Video hat, um ein Bild darzustellen. Wenn dieser Platz nicht genügt, um das Bild so darzustellen, wie es vermeintlich dargestellt werden sollte (so dass man das Bild als Mensch erkennen kann), muss der Computer entscheiden, was dargestellt wird und was nicht. So präferiert er und entscheidet, welche Informationen im Bild relevant sind für die Darstellung und welche nicht.

Natürlich hat der Computer andere Ansichten, was wichtig ist in einem Bild, als vielleicht der Status quo der Bildlehre. Man würde sich vielleicht

denken, dass die Silhouetten des Wasserfalls und das Fliessen des Wassers ersichtlich sein sollten, um klar deuten zu können, was das Bild aufzeigt, jedoch würden sich nur schon da die Leute streiten, was für sie das Relevante des Bildes darstellt. Sollen alle Farben erkenntlich sein, oder sind es doch eher die Motive? Braucht es eine didaktisch klare Aufzeichnung, schon fast eine wissenschaftliche Festhaltung des Motivs, oder reicht das Gefühl, welches einem eine Abstraktion aufweisen kann? Hier beginnt also eine irrationalere Frage: Was ist wichtig?

Der Computer verarbeitet diese Frage natürlich sehr absehbar und berechenbar. In der Bewegtbildkompression spielen für ihn vor allem zwei Dinge eine wichtige Rolle: Wo bleiben Pixel gleich, und wo verändern sie sich? Diese Veränderungen versucht er aufzuzeigen. Dies ist jedoch auch nur eine Vermutung, ich bin kein Spezialist für Bildkompressionen, ich habe ein grobes Verständnis für das, was passiert, jedoch bräuchte es mehr tiefgehendes Wissen von Kompressionsalgorithmen, um genau zu berechnen oder zu erraten, wie ein Bild mit einer

bestimmten Bitrate komprimiert aussehen wird. So begibt man sich in eine Irrationalität mit einem Gerät, das nicht logischer sein könnte.

Ich selbst bin in Neuhausen am Rheinfall aufgewachsen, einem Arbeiter:innen-Viertel in Schaffhausen, geprägt durch Industrie, dank der Energie durch den Rhein, eine Gemeinde mit einer Mehrheit von Leuten mit Migrationshintergrund. Früher lebten hier vor allem italienische Gastarbeiter:innen, später kamen viele Menschen aus dem Balkan. Mittlerweile setzt die Gemeinde nicht mehr auf Industrie, sondern auf Tourismus und Wohnungen mit Rheinfallblick für Expats. In der unteren Mittelschicht, in einer Schweizer Familie aufgewachsen, war ich also dazwischen. Ich war nicht reich, trotzdem bin ich im Haus aufgewachsen, ich war Schweizer, trotzdem konnte ich mit der Schweizer Kultur nicht viel anfangen, so fühlte ich mich meist wohler mit den Menschen mit Migrationshintergrund.

Für mich selbst war das nie ein Thema, ich habe nie verstanden, warum mein Vater unsere kosovarischen Nachbarn suspekt fand oder warum es doch immer wieder Probleme gab zwischen meinen albanischen Freund:innen und meinen serbischen. Zumindest gefühlt war die Herkunft unglaublich wichtig, aber mehr aus einer emanzipierenden Rolle als einer

diskriminierenden (obwohl dies Hand in Hand ging).

Da die Herkunft eine grosse Rolle spielte, war die Zugehörigkeit für mich schwierig, überspitzt gesagt: zu Schweizer für die Ausländer:innen, zu Ausländer für die Schweizer:innen, zu proletarisch für die Akademiker:innen, zu akademisch für die Arbeiter:innen, zu viel im Haus aufgewachsen für die Blockwohnung und umgekehrt. All diese Vergleiche sind jedoch separat zu betrachten und stimmen nur teilweise überein, so will ich nicht sagen, dass die Arbeiter:innenklasse einem Migrationshintergrund gleichgestellt ist oder umgekehrt.

Um nun den Vergleich zu ziehen: An beiden Orten werden Platz und Möglichkeiten genommen. Bei beidem resultiert daraus eine nicht mehr klare Identifikation des vermeintlich Greifbaren. Es entsteht ein situiertes Dazwischen, das nicht mehr klar zuzuordnen scheint, aber trotzdem etwas ist. Wobei auf der einen Seite ein Bild nicht mehr klar erkenntlich ist, auf der anderen Seite eine Zugehörigkeit. Beides befindet sich dazwischen. Zwischen einem

vermeintlich guten, erkennbaren Bild und einem schlechten, unerkennbaren Bild. Zwischen einer klaren Identifikation («Ich bin dies», «Ich bin jenes», «Ich bin jenes nicht») und dem Unklaren. Beide begeben sich somit in eine Position, die dazwischen liegt, eine Graustufe, die keiner klaren Zugehörigkeit entspricht.

Die Parallelen liegen nicht darin, dass ein bestimmtes Gefühl einem komprimierten Bild gleichgestellt werden könnte oder dass ein Computer ein solches Bild so werten könnte. Wahrscheinlich würden auch wir Menschen dies nicht tun. Doch ein solches komprimiertes Bild kann für mich persönlich ein entsprechendes Gefühl auslösen. Vielleicht liegt das genau daran, dass der Prozess – so abstrakt und schwer greifbar er auch sein mag – eine Verbindung zu diesem Empfinden aufweist.

>kompression als ausgang

Kompression bedeutet im weitesten Sinne ein Zusammendrücken. In der Bildkompression wird also ein Bild zusammengedrückt, bei den Vororten und der Agglomeration ein Lebensraum. Das Bild wird durch einen Algorithmus komprimiert, wodurch es zwischen einem «perfekten Bild» und einem schlechten angesiedelt wird. Einem vermeintlich perfekten, hochaufgelösten, druckbaren,

gut erkennbaren digitalen Bild wird eine höhere Wertigkeit zugeschrieben, da es qualitativ besser erscheint. Das schlechte Bild hingegen ist vielleicht gar nicht mehr erkennbar, es gleicht eher einem Haufen wahlloser Pixel, einer Abstraktion, aus der nur vage zu erahnen ist, was es ursprünglich darstellen sollte.

Die Agglomeration wird durch eine Vielzahl von Faktoren komprimiert: Politik, Industrie, freier Platz, Nachfrage, Markt und weitere komplexe Mechanismen. Es handelt sich also um eine weit vielschichtigere Form der Kompression als diejenige, die bei digitalen Bildern stattfindet. Dennoch steht sie genauso zwischen klar definierten Polen: Stadt und Land. Besonders in der Schweiz spricht man in diesem Zusammenhang sogar von einem Graben zwischen urbanem und ruraalem Raum. So existieren sowohl die Bildkompression als auch die Agglomeration als ein Dazwischen, als eine Art Produkt der Kompression mit einem bestimmten Zweck: Die Bildkompression reduziert den Speicherplatz, die Agglomeration schafft dringend benötigten Wohnraum. Beide Prozesse dienen also letztlich dem Ziel, Raum

zu sparen beziehungsweise Raum zu schaffen. So liesse sich vermuten, dass das Gefühl des Dazwischenseins durch eine Kompression entsteht, die darauf ausgerichtet ist, Platz zu schaffen.

Doch diese Annahme ist womöglich zu einfach. Das Gefühl des Dazwischenseins resultiert nicht nur aus einem physischen Platzmangel. Es wird vielmehr durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst, darunter gesellschaftliche Zugehörigkeit, soziale Klasse und kulturelle Identität. Vielleicht ist Platzmangel ein ursprünglicher Auslöser, doch das Dazwischensein entwickelt sich aus einem komplexen Zusammenspiel verschiedener Bedingungen.

Damit das Gefühl des Dazwischenseins entstehen kann, braucht es jedoch klar definierte Parameter oder Pole. Diese können sich auf Orte, Gegenstände, Zustände oder Personen beziehen. Das Dazwischensein ist somit eine lineare Erfahrung, die sich entlang eines Spektrums bewegt: zwischen Stadt und Land, zwischen einem perfekten und einem unkenntlichen Bild, zwischen Arbeiter:innenklasse und Akademiker:innen, zwischen Arm und Reich, zwischen überflüssigem und mangelndem Raum. In solchen Zwischenräumen entsteht oft eine Hierarchie. Einer der beiden

Parameter wirkt vermeintlich attraktiver, leistungsfähiger, wohlhabender, intelligenter oder ereignisreicher. Doch während die Parameter klar bewertet werden, bleibt das Dazwischensein oft neutral, ohne eine eigene Wertung. Dabei stellt es in Wirklichkeit eine Balance zwischen beiden Parametern dar und könnte theoretisch als eigenständige Kategorie betrachtet werden. Dennoch bleibt es oft ein undefinierter Raum, der weder dem einen noch dem anderen Extrem eindeutig zugeordnet werden kann.

Die Kompression ist also eine Art Ausgangspunkt für das Gefühl des Dazwischenseins. Sie zeigt, wie Strukturen geschaffen werden, um Raum effizient zu nutzen, sei es durch digitale Algorithmen oder durch stadtplanerische und wirtschaftliche Prozesse. Gleichzeitig führt diese Kompression jedoch dazu, dass Zwischenräume entstehen, die oft schwer zu greifen und noch schwerer zu definieren sind. In diesen Zwischenräumen finden sich Menschen, die weder eindeutig dem einen noch dem anderen Parameter angehören, sondern in einer Art Schwebelage

existieren. Und vielleicht ist es genau diese Schwebelage, die das Dazwischensein so schwer fassbar, aber auch so wertvoll macht.

>agglo.jpeg

Wenn man nach diesem Gedanken die Agglomeration als eine Kompression von Stadt und Land, beeinflusst durch Politik¹, Markt und Platzmangel, annimmt, befindet man sich schon per se in einem Zwischenraum, also einem Dazwischen. Nur wird dieses Dazwischen noch weiter verstärkt durch die Menschen, die in ihr wohnen, die Architektur, welche sie bespielt, die Gemeinde, welche der längere Arm der Politik darstellt, und die Nachfrage oder Relevanz, bestimmt durch den Markt. Bei all diesen Faktoren handelt es sich nicht um etwas Greifbares, nicht eindeutig Zugeordnetes, keinem klaren Strang folgend, sondern vielmehr um etwas Zusammengewürfeltes, das Überbleibsel, welches nicht den zusammenpressenden Polen zugesprochen werden kann.

Die Menschen, für welche diese Zwischenorte oder Dazwischenräume eine Lebensrealität darstellen, sind somit selbst Produkt dieser durch Politik und Markt geformten Kompression. Doch diese heterogenen Bevölkerungsgruppen bringen neue Dynamiken mit sich. Sie

sind nicht ausschliesslich durch die Verschmelzung von Stadt und Land geprägt, sondern vielmehr durch soziale Klasse, Herkunft und Identität. Dabei kann Stadt und Land selbst als Metapher für diese soziokulturellen Kategorien gesehen werden. Die erste Kompression, die vermeintlich durch Lokalität entsteht, trägt bereits eine inhärente Identität in sich und setzt eine weitere Verdichtung in Gang. Die Agglomeration wird weiter komprimiert, ohne dass sich die grundlegenden Mechanismen ändern, doch die Lebensrealität der Menschen wird durch diesen Druck geformt.

Wo sich Wohnsiedlungen an den urbanen Zentren orientieren und Einfamilienhäuser sich dem ruralen Gebiet annähern, orientieren sich die Menschen in ihrer Identität oft nicht an diesen Zwischenräumen. Sie sind nicht durch den spezifischen Ort geprägt, sondern durch die Gelegenheiten oder Zwänge, die sie dorthin geführt haben. Manche erhoffen sich hier das Beste aus beiden Welten: die Ruhe des Landes kombiniert mit der wirtschaftlichen Nähe zur Stadt. Andere haben keine Wahl, weil ihre Einkommensverhältnisse keine Wohnung in der teuren

Stadt zulassen oder der Arbeitsplatz vom Land aus nicht erreichbar ist.

Diese Dynamik der Agglomeration führt zu einer stetigen Neukonfiguration sozialer Strukturen. Sie bleibt ein Raum des Werdens, der Anpassung, des kontinuierlichen Versuchs, ein Gleichgewicht zu finden, das letztlich immer wieder neu ausgehandelt wird. Das Dazwischen bleibt bestehen, verstärkt sich, transformiert sich und bleibt dennoch nie wirklich definiert.

>schlechte bilder

Bei der digitalen Bildkompression sieht alles ein bisschen anders aus. So gibt es keine klaren Pole, welche die Kompression antreiben und etwas zusammenpressen. Vielmehr handelt es sich um ein bestimmtes Verfahren unterschiedlicher Algorithmen, welche am Ende eine klare Kompression aufzeigen. Jedoch ist es wichtig, dass sich das Bild während dieses Verfahrens immer wieder in einem Dazwischen befindet – einem Zwischenstand, der nicht relevant ist, um gesehen zu werden, jedoch benötigt wird, um die Kompression auszuführen.

So wird zum Beispiel bei der Bildkompression mit JPEG-Bildern zuerst die Chrominanz heruntergetaktet, was so viel bedeutet, dass die Farbigkeit des Bildes bestimmt

und anschliessend reduziert wird. Diese Bestimmung der Farbigkeit könnte visuell dargestellt werden und hätte sogar einen ästhetischen Wert, doch da sie nicht benötigt wird, geschieht dies nicht. Dennoch werden im Prozess der digitalen Bildkompression immer Zwischenschritte gespeichert, analysiert und weiterbenutzt. Sie haben jedoch keinen grösseren Zweck, als das Ergebnis für den nächsten Schritt zu sein, und befinden sich somit in einem Dazwischen.

Ebenso verhält es sich in der Videokompression. Auch hier wird das Bild in einem Zwischenstand gespeichert. In diesem Zwischenstand wird das Bild aufgeteilt, und die einzelnen Teile werden gewertet, ob sie als redundant gelten oder eine Wichtigkeit besitzen, da sie sich verändern. Dieser Zwischenstand wird nie visuell ersichtlich sein – allerhöchstens in Artefakten, welche jedoch als schlecht, unangemessen und ärgerlich gelten. Dieser Zwischenstand, in dem sich das Bild in einem Dazwischen befindet, ist also ein Zustand, der nicht gezeigt werden will.

Doch nicht nur die Zwischenschritte der Kompression stellen ein Dazwischen dar, sondern auch das Resultat der Kompression selbst. Es steht zwischen dem perfekten, ursprünglichen, hochaufgelösten und viel Speicherplatz benötigenden Bild sowie dem schlechten, komplett unerkennbaren und verpixelten Bild. Die Kompression sollte so stark wie möglich sein, sodass der Ursprung dennoch erkennbar bleibt – wobei der Ursprung dem entspricht, was auf dem Bild vor der Kompression für das menschliche Auge sichtbar war. So bekommt das komprimierte Bild eine Wertigkeit. Man könnte fast von einem optimalen Zustand sprechen: möglichst wenig Speicherplatz, möglichst viel zu sehen.

Jedoch ist es in keiner Weise ein optimaler Zustand. Sollte das Bild gedruckt oder in eine physische Form gebracht werden, verliert die Kompression jeglichen Wert. Sollte ein Ausschnitt des Bildes vergrößert werden, wird die Kompression wieder unerkennbar. So bleibt die Kompression, auch wenn sie Verwendung, Zweck und Legitimation besitzt, immer noch ein schlechtes Bild im Vergleich zum nicht komprimierten. Alles, was unterhalb der bestmöglichen Kompression liegt, also jede überkomprimierte Version, ist nicht mehr relevant, wenn man von der Wahrheit und der

Auflösung des ursprünglichen Bildes ausgeht.

Hito Steyerl beschreibt diese komprimierten Bilder, die von mir oft als schlechte Bilder bezeichnet werden, als arme Bilder (poor images) und erklärt in ihrem Essay «In Defense of the Poor Image» diese wie folgt:

²The poor image is a rag or a rip; an AVI or a JPEG, a lumpen proletarian in the class society of appearances, ranked and valued according to its resolution.

Somit sind die komprimierten, schlechten und armen Bilder das Lumpenproletariat in der Klassengesellschaft des Aussehens. Sie seien Abrisse oder Fetzen einer hoch- und reichaufgelösten Bildwelt, in der die Auflösung als klar messbare Grösse den Takt angibt. Es existiert also eine Hierarchie der Bilder:

³The contemporary hierarchy of images, however, is not only based on sharpness, but also and primarily on resolution. [...] Obviously, a high-resolution image looks more brilliant and

*impressive, more mimetic
and magic, more scary and
seductive than a poor one.
It is more rich, so to
speak.*

Diese Hierarchie erscheint klar und absolut. Ein hochaufgelöstes, reiches Bild besitzt eine grössere Wirkkraft, eine stärkere Wahrheit und kann tiefere Emotionen hervorrufen. Ein schlechtes, armes Bild hingegen wird automatisch einer niedrigeren Klasse zugeordnet. Wenn man Hito Steyerls These folgt, würde dies bedeuten, dass das Resultat einer Kompression einer niedrigeren Klasse gilt. Doch nicht jede Bildqualitätseinbusse entsteht durch Kompression allein: Eine schlechte Kameraeinstellung, ungünstige Lichtverhältnisse oder eine minderwertige, billige Kamera können ebenfalls zu einer schlechten Bildqualität führen. Allerdings implizieren diese Faktoren oft eine Art von Kompression – so erzeugen günstige Kameras ihre Aufnahmen meist direkt in komprimierten Formaten wie JPEG oder MP4. Somit ist der Ursprung einer niedrigeren Klasse nicht nur einer Kompression geschuldet. Doch jede Kompression ergibt einen schlechteren, ärmeren Zustand.

Wenn man diesen Gedanken auf das Konzept der Agglomeration überträgt, könnte man argumentieren, dass jede

Form von Kompression einen Zustand des Verlusts oder der Abwertung beschreibt. Wobei Verlust nicht gleich abwertend ist, jedoch der Verlust einer vermeintlichen Qualität, in einer wertenden, klassistischen Gesellschaft schon. Wenn man nun diesem Text gefolgt ist, kann man die Agglomeration als Verdichtung von Stadt und Land als eine Form der Kompression ansehen, sprich als einen niedrigeren, schlechteren, ärmeren Zustand. Doch ist es wirklich die Kompression selbst, die den Zustand des «armen Bildes» – oder in diesem Fall des «armen Raumes», des Dazwischen-Seins – erzeugt? Oder sind es vielmehr die gesellschaftlichen Strukturen, die darüber entscheiden, ob ein komprimierter Zustand als minderwertig wahrgenommen wird?

Die Antwort darauf liegt in der gesellschaftlichen Bewertung, die durch Politik, Markt und neoliberale Ideologien geprägt wird. Nicht die Kompression per se ist das Problem, sondern die soziale Ordnung, die bestimmten Zuständen einen höheren oder niedrigeren Wert zuschreibt. Unsere Wahrnehmung von Bildern und Räumen wird durch diese Hierarchien geformt. Ein

schlecht aufgelöstes Bild wird als minderwertig empfunden, weil es in einer Welt der visuellen Perfektion nicht bestehen kann. Ebenso wird die Agglomeration als Ort des Dazwischen, des Unvollständigen und Nicht-Definierten betrachtet, weil sie sich nicht eindeutig einem der beiden Pole – Stadt oder Land – zuordnen lässt.

Doch was wäre, wenn dieses Dazwischen nicht als Mangel, sondern als eigenständiger Zustand akzeptiert würde? Wenn es keiner Pole bedürfte, um sich zu definieren? Wenn die Kompression nicht als Abwertung, sondern als Transformation verstanden würde? Dann wäre es möglich, das Dazwischen als etwas Ganzes und Vollkommenes zu begreifen, das autonom existiert, ohne das Gefühl, zwischen Extremen eingeklemmt zu sein.

>dazwischen als hybridität

Um nicht nur die Kompression oder das resultierende Dazwischen als ein schlechteres, ärmeres, niedrigeres Produkt eines Marktes anzusehen, spielt hier der Begriff Hybridität eine wichtige Rolle. Hito Steyerl beschreibt, dass die schlechten Bilder eine negative Wahrnehmung haben, welche sie zu verneinen versucht und ihnen Wert zuspricht. Versteht man also das Dazwischensein negativ, als ein Weder-Noch, beschreibt

die Hybridität es wohl eher positiv als ein Bisschen von beidem oder gar beides zugleich, anstatt nichts. So könnte man ein schlechtes Bild als Hybrid zwischen einem hochaufgelösten, qualitativ hochwertigen Bild und einem schlechten, nicht mehr erkennbaren Bild verstehen. Ein komprimiertes Bild entspricht damit der optimalen Lösung in einer progressiven, performanten Gesellschaft: gerade gut genug, um erkennbar zu sein, und zugleich schlecht genug, um nicht zu viel Platz einzunehmen. Nach dem gleichen Prinzip könnte man die Agglomeration betrachten: urban genug, um als Stadt zu gelten, aber ausserhalb genug, um keinen Raum einzunehmen, Platz zu schaffen für Neues und Ort zu sein, an welchem ausprobiert werden kann. So wird das Dazwischen auch als eine Form der Hybridität sichtbar.

Doch ist der Zustand der Hybridität nur eine positivere Sichtweise auf dasselbe Phänomen? Ein Hybridauto etwa kann kommerziell vermarktet werden, weil es beides kann und man nichts missen muss. Dies macht den Begriff für den Markt attraktiv, stellt aber vielleicht auch eine Illusion

dar. Einerseits gibt das Konzept der Hybridität dem Dazwischen eine Unabhängigkeit – es ist nicht nur ein Nichts zwischen zwei Parametern, sondern ein eigenständiger Zustand. Andererseits bleibt es dennoch von den Parametern abhängig: Ohne sie könnte dieser Zustand nicht existieren. Das Dazwischen als Hybrid ist demnach nur als Relation zu seinen Parametern denkbar.

Doch benötigt das Dazwischen ja auch die Parameter, oder die Pole und würde ohne sie nicht existieren – ein Zustand oder ein Gefühl, gehasst von Purist:innen. Doch folgt dieses Denken vielleicht auch keiner präzisen oder realen Anschauung. So könnte man auch die Reinheit oder die Ursprünglichkeit beider Parameter in Frage stellen. So beschreibt und ermächtigt Byung-Chul Han das Dazwischen wie folgt:

“Bhabhas Hybriditätsbegriff stellt die Reinheit oder die Ursprünglichkeit der Kultur selbst in Frage. Demnach ist keine Kultur eine feste, unveränderliche Wesenheit, die ein Gegenstand der Hermeneutik wäre. Die Hybridität markiert den «zwischenräumlichen Übergang» (interstitial passage)⁵, der die Identität, das kulturelle Selbstbild als Wirkungen der Differenz hervorbringt.

Die Grenze als Übergang ist nicht einfach ab- oder ausgrenzend, sondern hervorbringend. Sie ist ein Zwischenraum, der die Unterschiede und somit die Identitäten prozessual immer neu definiert.

Daraus ergibt sich, dass das Dazwischen nicht einfach als ein Produkt der beiden Parameter betrachtet werden sollte, sondern als eine eigene, dynamische Kraft, die Identitäten immer wieder neu definiert. Vielleicht sollte man weniger das Dazwischen an den Parametern messen, sondern vielmehr die Parameter als durch das Dazwischen bestimmt begreifen.

>konklusion

Zusammengefasst könnte man also sowohl schlechte Bilder als auch die Agglomeration als ein Resultat einer Kompression betrachten, die einer vermeintlich niedrigeren Klasse entsprechen. Sie existieren in einem Dazwischen, einem Zwischenraum, einem vermeintlichen Nichts, das zwischen klar definierbaren Polen eingeschlossen wird, die

sie zusammendrücken. Diese Bilder oder Ansammlungen von Dingen erscheinen zunächst als bedeutungslos, sie haben vermeintlich keine Relevanz, keine unabhängige Existenz und scheinen sich jeder Definition zu entziehen. Sie befinden sich in einem Zustand des Unbestimmten, des Übergangs. Doch dieser Zustand des Dazwischenseins ist nicht per se ein undefinierbarer, schlechterer oder ärmerer Raum, der einer niedrigeren Klasse entspricht. Vielmehr könnte diese Zuordnung von schlecht oder niedrig das Resultat einer gesellschaftlichen und politischen Klassifikation sein, die durch den Einfluss des Marktes und neoliberaler Gedanken geprägt wird.

Interessanterweise entspricht das Dazwischen jedoch auch einer Hybridität, die dem Dazwischen anstatt von Mangel gleich zwei Eigenschaften zuschreibt. Es ist ein wenig von beidem – eine Mischung, ein «Best of both worlds». Gleichzeitig stellt der Begriff der Hybridität die Reinheit und den Ursprung der ursprünglichen Pole infrage. Das Dazwischen scheint diese Polarität zu hinterfragen und herauszufordern. Es ist ein dynamischer, ständig in Bewegung befindlicher Raum, der die drückenden Kräfte formt und definiert, aber zugleich durch die Kollision dieser Kräfte in

einem ständigen Prozess der Neuformierung und Definition steht.

Das Dazwischen ist daher nicht nur ein leeres, vermarktbares Zwischenstadium, sondern eine eigenständige, bedeutungsvolle Dimension, die als dynamischer Akteur in der Kompression zwischen den Polen agiert. Es hat die Fähigkeit, die bestehenden Grenzen und Definitionen zu verschieben und neue Perspektiven zu eröffnen. Diese Verschiebung wird nicht nur durch die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Kräfte bestimmt, sondern auch durch das stetige Ineinandergreifen und Wechselspiel dieser Kräfte, die sich immer wieder neu organisieren und in unterschiedlichen Formen zum Ausdruck kommen.

Wenn man den Ursprung und die Auswirkungen dieser Kompression betrachtet, erkennt man Gemeinsamkeiten: Beide Phänomene sind untrennbar mit Marktmechanismen und neoliberalen Denkweisen verbunden. Die Kompression selbst ist von diesen Kräften mitbestimmt, wenn nicht sogar die treibende Kraft hinter der Entstehung der drückenden Kräfte, die zu diesen

verzerrten, unklaren Zuständen führen. Letztlich sind es diese Kräfte, die das Dazwischen hervorbringen und es gleichzeitig definieren. Doch in diesem Raum des Dazwischenseins liegt auch das Potenzial zur Veränderung, zur Neudefinition und zur Emanzipation von den bestehenden Normen und Strukturen. Die Rolle des Dazwischen wird zunehmend als die des emanzipierenden, transformierenden Moments erkannt, das sich gegen die zwingenden Pole behauptet und die bestehende Ordnung infrage stellt.

In einer Welt, die von zunehmend komplexeren, oft widersprüchlichen Kräften geprägt ist, ist das Dazwischen ein Raum der Möglichkeiten, der sich ständig neu definiert und gleichzeitig das Potenzial zur Veränderung in sich trägt. Es ist mehr als nur ein Abbild der Kompression und des Drucks – es ist der Ort, an dem neue Ideen und Perspektiven hervorgebracht werden können, die die bestehenden Strukturen herausfordern und neu gestalten.

Somit würde mein Erleben der Agglomeration, mein Verstehen meines Aufwachsens, nicht einem komischen, undefinierbaren Zwischenraum gelten, sondern vielmehr einem transformierenden Moment, als welchen ich es nicht gedacht hätte. So existiert ein neues Verständnis, das eine emanzipierende Rolle hat und nicht mehr den äusseren

Einflüssen ausgeliefert ist. Somit könnte ich mich nicht mehr in einem Dazwischen sehen, sondern vielmehr in dem Zwischenraum, welcher die Unterschiede dynamisch, immer wieder neu definiert. So gibt die Hybridität auch mir, wie allen Menschen, die sich in diesem Dazwischen fühlen, eine emanzipierende Rolle, welche die Pole definiert und neue Möglichkeiten sowie Gedanken birgt.

Diese Bachelor Thesis wurde mit Hilfe von ChatGPT (chatgpt.com) nach Schweizer Rechtschreibung korrigiert.

- 1 Der Bundesrat,
Agglomerationspolitik und Politik für die ländlichen Räume und Berggebiete: Beitrag des Bundes für eine kohärente Raumentwicklung 2024-2031, Bern 2024
- 2 Hito Steyerl, In Defense of the Poor Image, e-flux journal #10, 2009, S. 1
- 3 Hito Steyerl, In Defense of the Poor Image, e-flux journal #10, 2009, S. 3
- 4 Byung-Chul Han,
Hyperkulturalität,
Merve-Verlag, Berlin 2005,
S. 26
- 5 Homi K. Bhabha, The Location of Culture, London 1994,
S. 4